

Insel

Marie Luise
Kaschnitz
Orte und
Menschen

Mit einem Nachwort
von Marcel Reich-Ranicki

»Man weiß plötzlich wieder, was Literatur ist. Zum Beispiel diese Kraft des Erinnerns«, schrieb Horst Krüger nach der Lektüre dieses Buches. Er faßt jene in die »autobiographische Prosa« des dritten Bandes der *Gesammelten Werke* eingegangenen Aufzeichnungen zusammen, die Marie Luise Kaschnitz als Fortsetzung der *Orte* (it 1321) geplant hatte.

Die Aufzeichnungen machen deutlich, wie kontinuierlich Marie Luise Kaschnitz ihre Begegnungen mit Orten und Menschen und mit sich selbst festhalten mußte, wie notwendig ihr die Rekapitulation des Erlebten, Gesehenen, Gehörten war; wie unbeirrbar sie nachdachte. »Als eine ewige Autobiographin, eine im eigenen Umkreis befangene Schreiberin, werde ich, wenn überhaupt, in die Literaturgeschichte eingehen, und mit Recht. Denn meine Erfindungsgabe ist gering. Ich sehe und höre, reiße die Augen auf und spitze die Ohren, versuche, was ich sehe und höre, zu deuten.« Sie ist weit mehr als »eine ewige Autobiographin«: Sie ist eine Chronistin par excellence, die mit der ihr eigenen Wachheit und Neugier, ihrem Klarblick und ihrer Hellhörigkeit, ihrer Vitalität und ihrem Sinn für Anteilnahme erfaßt, was geschieht.

insel taschenbuch 1361
Kaschnitz
Orte und Menschen



Marie Luise

Kaschnitz Orte und Menschen

Aufzeichnungen

Mit einem Nachwort von

Marcel Reich-Ranicki

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1991

insel taschenbuch 1361

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1986

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: LibroSatz, Kriftel

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33061-5

Orte und Menschen

POTSDAM, Weinmeisterstraße, und unser Kinderzimmer, der große rote Tisch unter den Vogeltafeln, ein kleines Denkmal wäre da aufzurichten, eigentlich nur ein Name, den ich jetzt hinschreibe und anstarre, ein wunderlicher, ja lächerlicher Name, Gertrud Wucherpfennig, und eine wunderliche, ja lächerliche Gestalt. Großer Buckel, Hühnerbrust, spitzes Gesichtchen, Körpergröße eines achtjährigen Kindes, aber gewiß schon vierzig Jahre alt. Spitzenblusen, Kettchen und Ketten, Ringe an den dünnen Fingern. Eine bucklige und eitle Zwergin anzustellen war gewiß nicht die Absicht meiner Mutter, es war aber in den eingeschickten Zeugnissen nur von den hervorragenden Fähigkeiten des Fräuleins die Rede gewesen, den Buckel hatte keine der Schreiberinnen erwähnt. Meine Mutter hielt uns eine Ansprache, ihr dürft nicht lachen, ihr dürft nicht dulden, daß eure Freunde oder fremde Kinder sich lustig machen, ich stelle das Fräulein unter euren Schutz. Diese Ansprache ist mir als die einzige wirklich pädagogische Maßnahme meiner Mutter ebenso in Erinnerung geblieben wie das Fräulein selbst, das sich mit seiner dünnen Stimme sofort Gehör verschaffte. Ein erzieherisches Genie in einem grotesken Kinderkörper, eine Macht über Menschen in einer Frau, die ihr Leben lang auf niemanden hat herabsehen können. Ich habe das Fräulein später noch einmal getroffen, da war meine kleine Tochter dabei, und die kleine Tochter starrte die Bucklige hingerissen an. Ohne sich noch einmal nach mir umzusehen, ging sie mit dem nun alten Fräulein in einen fremden Wald.

DER Voltairekopf aus Marmor, das feine, spöttische Gesicht ein wenig vorgeneigt, heruntergeneigt vom obersten Bücherregal auf die in der Bibliothek speisende Familie und von den Kindern gelegentlich dort weggeholt und einem neuen Logiergast ins Bett gelegt, wo er dann aussah wie eine tote alte Frau. Voltaire das Idol einer trotz Religionsunterricht und Kindergottesdienst fast atheistischen Jugend und die Französische Revolution, die badische Revolution lebendiger als der Mythos von der Unbefleckten Empfängnis, vom Leben Jesu im Heiligen Land. Eine frühe Erinnerung, das Bauernweiblein als Ersatz für ein erkranktes Kindermädchen im Zimmer sitzend und heulend und betend, weil draußen ein schweres Gewitter niederging. Der liebe Gott ist böse, hört nur, ihr Kinder, er schilt. Die Eltern hörten das Geschrei, und die alte Frau wurde weggeschickt, ihres Aberglaubens wegen, wie es hieß. Ich hörte das Wort Aberglauben zum ersten Mal, und es zog mich an, während ich mit den bei dieser Gelegenheit abgegebenen Erklärungen, Elektrizität, Spannung in der Atmosphäre, nichts anfangen konnte. Im Gegensatz zu meiner Familie hat mich auch später alles Sinnlich-Übersinnliche erregt und bewegt. In das katholische Südbaden heimgekehrt, fühlte ich mich in den Kirchen zu Hause und bedauerte das seltsame Mißverständnis meines Großvaters, der seine katholischen Kinder evangelisch hatte erziehen lassen und bei ihrer Konfirmation selbst übergetreten war. Ich dachte aber nie ernstlich daran, zu konvertieren, und es kann daran ebensogut Voltaire wie mein Einsegnungspfarrer

in Berlin, der mit seinem strengen Eifer und seinem Klumpfuß Martin Luther gleichende Pastor Conrad, schuld gewesen sein.

WIE bei den Salmonenbänken das Wetter umschlug, die Wellen das Promenadendeck überschütteten und der Himmel von schweren, aber eiligen Wolken völlig bedeckt war, ging ich in die Touristenklasse, um mit einem alten Freund Schach zu spielen, empfand, über das Brett gebeugt, die erste Übelkeit und strebte in meine Kabine zurück. Auf dem Weg schon erschien mir der hübsche weiße Dampfer unheimlich mit seinen leeren, öden Gesellschaftsräumen, den überall ausgespannten dicken Seilen, an denen man sich entlangzog, um nicht gegen die Wände geschleudert zu werden. Menschenleerer Fliegender Holländer, ächzend und stampfend, und ich die einzige verdammte Seele, auch von der Besatzung war niemand zu sehen. In der Kabine fand ich das Bullauge verrammelt, die vorbeistürmenden, gischtüberwehten Wellen dem Blick entzogen, die Bewegung zugleich von rechts nach links und von vorn nach hinten unangenehmer als je zuvor. Die Tochter kam, erbrach sich ohne weitere Begrüßung ins Waschbecken, erklärte aber gleich darauf, zum Abendessen den Speisesaal aufsuchen zu wollen. Eben ging der Steward an der Kabine vorbei und schlug auf seinen kleinen Gong. Der Schiffsarzt eilte umher und verteilte Tabletten, die Matrosen tranken, um der Seekrankheit Herr zu werden, Bier. Ich legte mich auf mein Bett und horchte auf all die seltsamen Geräusche, die dumpfen Schläge von unten gegen den Schiffsleib, das bedrohliche Rattern, so als bewegten wir uns über rissige Felsen, das beständige helle Klirren, als seien die Wandschränke nicht mit Kleidern, Wäsche und Schwimmwesten, sondern mit Lanzen und Messern gefüllt. Der

Sturm dauerte drei Tage lang, legte sich vor der Küste von Kanada, da lag Schnee, da gingen die Auswanderer von Bord.

ERINNERUNG an die Smemorata, die einmal vor der Haustür meiner Tochter in der Via Vittoria stand, an ihren Schlüsseln herumfingerte, den einen und anderen ausprobierte, dann innehielt, verzagt. Ich wohne hier, sagte sie traurig, aber ich bekomme die Türe nicht auf. Ich öffnete mit meinem Schlüssel und ließ die alte Frau eintreten und vorausgehen, die Aufzugstür öffnete dann sie, und so strahlend, als sei sie sich jetzt ihrer Sache ganz gewiß. Als ich hinter ihr in der engen Kabine stand, fragte ich, welches Stockwerk, und schickte mich an, den entsprechenden Knopf zu drücken. Da wurde sie wieder unsicher, nannte das dritte, aber es könne auch das vierte sein. Ich stieg zur Sicherheit im dritten Stock mit ihr aus, die Leute, die dort wohnten, starrten sie wie eine vollkommen Fremde an. Ein Stockwerk höher und ein Stockwerk tiefer war es dasselbe, sie kannte niemanden und wurde von niemandem erkannt. Der Schlüsselbund in ihrer Hand zitterte und klirrte, ihre Blicke bekamen etwas Gehetztes, ich wohne hier, sagte sie, seit zwanzig Jahren haben wir die Wohnung, mein Mann und ich. Sie haben gesehen, daß der Aufzugschlüssel gepaßt hat, ich kann mich nicht irren, ich bin hier zu Haus. Als wir an allen Türen geklingelt hatten, gingen wir, Vittorio und ich, mit der alten Frau zu dem Wachsoldaten vor dem Partito socialista, der ihr, wie sie sagte, schon den Weg in die enge Straße gewiesen hatte, und dieser holte der alten Frau, die schon am ganzen Leib zitterte, einen Stuhl und fragte sie aus. Ja, Verwandte hatte sie, einen Sohn, sie wußte auch, wo er wohnte, nämlich sehr weit weg in Trastevere, und Telephon hatte er auch. Eine halbe

Stunde später erschien er in einem Cinquecento, weil aber an dieser Stelle des Corso Umberto ein strenges Halteverbot besteht, war es nicht möglich, mit den Verwandten der alten Frau ein Gespräch zu führen. Wir hatten aber inzwischen schon einiges in Erfahrung gebracht, nämlich daß die alte Frau, die bei diesem Sohn seit zwanzig Jahren wohnte, an dem Abend eine Kirche in Trastevere hatte besuchen wollen, aber an dieser vorbei und immer weiter gegangen war, den langen Viale Trastevere hinunter und über die Tiberbrücke, von da durch das Gewirr der Altstadtgassen vier oder fünf Kilometer weit. Die Kirche San Carlo al Corso war früher einmal ihre Kirche gewesen, in dem hohen Haus an der Via Vittoria hatte sie gewohnt und war an diesem Abend dorthin zurückgekehrt, zielsicher und unermüdlich, zurück in die glücklichen Zeiten, in das Haus, in dem niemand mehr etwas von ihr wissen wollte. Nun stand sie da und weinte und ließ sich dann an das kleine Auto bringen, und die Schwiegertochter saß hinten und machte ein böses Gesicht. Es regnete, und der Himmel hinter dem Augusteum war rot. Als der Sohn den Wagen in Bewegung setzte, beugte sich der junge Wachsoldat noch einmal zum Fenster hinein. Schelten Sie nicht mit ihr, bat er fast flehentlich, bitte, bitte schelten Sie nicht.

ICH habe gern Nebel, auch gern Novemberdunkelheit, verkrieche mich gern, hatte schon als Kind eine Vorliebe für die Berliner Portierswohnungen, die im sogenannten Souterrain lagen und aus deren Fenstern man nur in Füße und Beine der Vorübergehenden sah. Hölle, Schoß, Schutzort für die, denen das grelle Licht weh tut, die Sonne, die aber andererseits auch glänzend und herrlich ist, weswegen ich auch später zum sonnigen Süden ein seltsam zwiespältiges Verhältnis hatte. In einem Lande zu leben, in dem die Sonne gar nicht untergeht, erscheint mir als die größte Strafe, ich brauche die Dämmerung, ich brauche die Nacht. In Ostpreußen war es, wenn man gegen ein Uhr, eine Gesellschaft verlassend, auf die Straße trat, noch hell oder wieder hell. Im Süden fällt die Nacht herunter wie ein Stein, verlässlich, immer zur selben Zeit. In Rio hockte man in der Nacht wie in einem Brutofen, auch das war lästig, zur Nacht gehört Kühle, wie in Rom, wo man um Mitternacht auf den Schaukelstraßen von einem rauschenden, funkelnden Wassersturz zum anderen fährt, zuletzt zur Acqua Paola, hoch am Hügel, und die Windstöße treiben dir Tropfenregen ins Gesicht. Geborgenheit der Nacht, auch in den kurzen Herbsttagen, auch in den Karsthöhlen, im Zimmer ohne Licht, wenn nur der Widerschein der vorüberfahrenden Wagen an der Zimmerdecke auftaucht, verschwindet, dasitzen mit angezogenen Knien, allein, ja, manchmal auch gerne allein.

ITALIEN zum ersten Mal, nach durchschlafener Nachtfahrt, die Zementpromenade, schmal an den Felsen von Nervi entlang, und die Wellen, die da heraufschlugen und die Spaziergänger überschütteten mit Salzwasser und Schaum. Leuchtend blauer Himmel im Monat November, und nicht nach faulen Blättern riecht es, sondern nach Citrusblüten und Meer. Blauer Himmel auch am nächsten, dem Allerseelentag über dem Friedhof von San Miniato, fröhlich mit Blumen und brennenden Kerzen auf den weißen Marmorplatten, und Familien, die dort umhergehen, und spielenden Kindern. Allerseelen, leuchtendes Herbstfest, Erntedank eher als Trauer, und nichts vom Nebelreißen, den fröstelnden Würmergedanken daheim. Über der Stadt Florenz die Hügelwege, zwischen Mauern, die seltenen Blicke in immergrüne Gärten, drunten die Renaissancegräber und die mit Häuschen, mit Verkaufsläden bestandene Brücke über den gelben Fluß. Dann die kurze Nachtfahrt und vom Zugfenster aus das rosenrote Frühlicht auf den streng geformten Strohhaufen, den roten Bauernhäusern der Maremmen, dann, schon neben dem Schienengewirr des Bahnhofs, der Tempel Minerva Medica, die Bogen der alten Wasserleitung, das leidenschaftliche Geschrei der sich anbietenden Gepäckträger, das Herzklopfen damals und jahrzehntelang immer wieder, wenn der Zug stillstand, Roma, Rom.

Was Ludwig Curtius, den Archäologen, anbetrifft, durfte man sich von der Biederkeit seiner Augsburger Mundart und von seinen altfränkisch präziösen Manieren nicht täuschen lassen. Er war kein gemütlicher Mann. Seine berühmte Frage: Was hast du heute erlebt? war abgründig, sie versetzte den Befragten in tödliche Verlegenheit, weil er wohl einige Wege gemacht, einiges gesehen und getan, aber bewußte Erlebnisse nicht gehabt hatte, wenigstens keine, die von Curtius anerkannt worden wären. Worauf es diesem ankam, war die bewußte Förderung der eigenen Persönlichkeit durch die Welt, wobei es keine Rolle spielte, ob man ein Kunstwerk, eine Straßenszene oder die Entwicklung einer Kletterpflanze im Auge gehabt hatte. Man mußte die Dinge nur gesehen, sich etwas aus ihnen gemacht haben, im Curtiusschen, eigentlich im Goetheschen Sinn. Kein Augenblick der Trägheit war erlaubt, und die größte Sünde war der stumpfe Sinn. Er war kein Asket, seine Mittagessen in der Via Flaminia waren berühmt für die dort gereichten Speisen und den dort ausgeschenkten Wein. Es bestand für ihn die Menschenwürde in einer beständigen Wachheit des Geistes und der Sinne, wozu auch gehörte, daß man die Welt bejahte und sich nicht gehen ließ in Melancholie und Schmerz. Ein Unmensch also? Nein, sicherlich nicht. In seinen alten Tagen, als seine Frau und seine schöne blutjunge Tochter gestorben waren, empfing er noch immer viel Besuch. Aber wenn die letzten Gäste gegangen waren, versank er in eine Schwermut ohnegleichen. Er konnte nicht mehr allein sein, und wenn er

sich, an einem solchen Abend etwa, völlig ausgegeben hatte, strömten alle Finsternisse seines Lebens in ihn ein.

DIE Thelemannsche Buchhandlung in Weimar, nach der Schillerstraße zu gelegen, und der von einer Säule getragene Innenraum, das in anthroposophischem Lila-Schwarz-Grün gehaltene Graphische Kabinett. Dieser Raum, in dem auch der immer verschlossene sogenannte Giftschrank untergebracht war, ging ebenso wie die Packstube und das Büro des Inhabers auf die Altstadt, auf die Kleinstadt, auf Spitzweggassen hinaus. Das Biedermeier war äußerlich, Fortschrittlicheres als im Kabinett war in der ganzen Gothestadt nicht zu sehen. Ich, der damalige Buchhändlerlehrling, versuche, mich an die von mir sorgfältig ausgebreiteten und mit Glasscheiben bedeckten graphischen Blätter zu erinnern, habe die Holzschnitzerzählungen Masereels vor Augen, auch Blätter von Klee, Feininger und Kandinsky, auch die Maler selbst, vor allem den bärtigen Klee, der an meiner Straße wohnte und dessen Geigenpiel, vom Gartengitter her angehört, mir außerordentlich erschien. Von einem Rechtsanwalt und Büchersammler wurde ich einmal zusammen mit dem Hochverehrten in ein Restaurant eingeladen, brachte vor Schüchternheit den Mund nicht auf und wurde auf dem Heimweg von meinem Gastgeber getadelt, offenbar hatte der dem Maler ein besonderes junges Mädchen versprochen, der hatte aber nur den Eindruck empfangen, ein besonderes Schaf. Ins Bauhaus ging ich lieber als ins Goethehaus, das Triadische Ballett machte mir mehr Eindruck als die Iphigenie im Stadttheater, ein Besuch bei der das Försterlieschen genannten Schwester Nietzsches rief in mir nur Argwohn und Spottlust hervor. Aber die Wege durch den Park, allein,